

Susanne Beckmann: DIE GRAMMATIK DER METAPHER. EINE GEBRAUCHSTHEORETISCHE UNTERSUCHUNG DES METAPHORISCHEN SPRECHENS, Niemeyer (Linguistische Arbeiten 438), Tübingen 2001, 241 pp. (Diss. Münster 1997).

Die Verfasserin versucht etwas, das in der sprichwörtlich unübersehbaren Flut von Arbeiten zum Metaphern-Thema – auch nach der sog. pragmatischen Wende in der Linguistik – merkwürdigerweise kaum thematisiert worden ist: die Motivation zur Bildung und Verwendung von Metaphern aus den jeweils verschiedenen Gebrauchssituationen (und deren Ausdrucksbedürfnissen) herzuleiten.

Dabei ist mehreres zu bedenken: Handlungsverfahren haben wie andere Maßnahmen ihre Evolution, nämlich die von Musterlösungen (:18); die Vorgangsweise der Autorin bedingt einen erweiterten Grammatikbegriff, in dem u. a. Analogieerkennung und -akzeptanz eine wesentliche Rolle spielt u. ä. m.

Metaphorische Äußerungen bleiben auch dann "gültig", wenn die gestiftete Ähnlichkeit sachlich falsch ist (:101). Dies liegt daran, dass Metaphern nicht auf Ähnlichkeiten in der referentiellen Wirklichkeit, sondern auf Ähnlichkeiten innerhalb der internen *Spielwirklichkeit* verweisen.

Sodann stellt sich die Frage nach der *Wahrheitsfähigkeit* der Metapher: falls metaphorische Äußerungen nämlich als illokutionsgesteuerte Propositionen betrachtet werden). Schließlich bedeutet die Bezugnahme auf komplexere Strukturebenen als die des Satzes, dass auch außergewöhnliche oder scheinbar abweichende Ensemblestücke in ein höher organisiertes Muster eingepasst werden (:121).

Wie eine Metapher – sozusagen an ihrer Oberfläche – aussieht, dafür reicht immer noch die aristotelische Beschreibung, dass nämlich eines für ein anderes zu stehen kommt. Die Meinungen gehen erst dort auseinander, wo es um die Frage geht, WESHALB, oder eher Wozu Metaphern gebildet, verwendet und akzeptiert werden, ja, ob sie gar notwendig sind.

Insgesamt "funktioniert" metaphorisches Reden aufgrund eines Kooperationsprinzips, das auf die *Sinnerwartung* des Rezipienten vertrauen kann, solange für beide Interaktanten Musterwissen und Lebensform ähnlich sind (:71).

Schließlich spielt eine nicht immer gebührend beachtete *emotionelle* Komponente metaphorischer Äußerungen eine vielleicht entscheidende Rolle: "*Bewertungshandlungen* spielen für die Auswahl der metaphorischen Bezugsdiskurse mitunter eine wichtigere Rolle als die durch die Metaphorik ins Spiel gebrachte Vergleichbarkeit der Objekte" (:161). Die Kreativität metaphorischen Redens/Sprechens bedingt ihre Mehrfachdeutbarkeit (:117), d. h. die Möglichkeit des Missverstehens, nämlich seitens des Rezipienten.

Im Einzelnen:

Bedeutungen

Metaphern sind "irgendwie" anders als Wörter oder Ausdrücke des Normalgebrauchs. Der gesuchte Unterschied zwischen wörtlichen und metaphorischen Bedeutungsmöglichkeiten scheint allerdings nicht leicht zu fassen, wohl auch, weil etwas, das den beiden gemeinsam ist, erhalten zu bleiben scheint (:95). Dies könnten die sog. denotativen Bedeutungskomponenten sein, eben das, was paraphrastisch ersetzt werden kann.

Die Konventionen, die den Gebrauch der literalen Bedeutung steuern, sind dem Metaphern-Erfinder und dessen Interlokutor geläufig, werden aber nicht beachtet (:69). Die Motivation dieser nicht-Beachtung wird durch die Paraphrase nicht geklärt (:59). Sie ist im größeren Rahmen des sozialen Handelns zu suchen.

Abweichungen

Aufgrund ihrer Ubiquität und Virulenz ist es nicht plausibel, Metaphern als Fehlleistungen zu taxieren: sie sind keine Kategorienfehler (:37), auch keine bloßen Verstöße gegen Selektionsregeln (:84). Übrigens ist das "Vorhandensein einer Regel an der Möglichkeit des Verstößes gegen sie zu messen" (:17), und außerdem wiegen Verstöße gegen *Dialogregeln* schwerer als solche gegen grammatikalische oder lexikalische Normen. Fehler dieser Art sind zudem oftmals dennoch funktionsgerecht (:50). Die Überwertung systeminterner Dissonanzen, u. zw. vornehmlich auf der niedriger organisierten Satzebene (:49), lässt die schwächere (:23) (weil wahloffene) Konventionalisiertheit höher organisierter Gebilde (Texte) aus dem Blick geraten.

Rezeption und Akzeptanz

Zur Frage, wie(so) Metaphern eigentlich als solche verstanden werden. Abgesehen von der durch Gewöhnung und Gebräuchlichkeit gestifteten Sinnerwartung (s. u.) sowie der synonymie-fingierenden Paraphrase (:56) bestehen explizite Mittel, um die metaphorische Intendiertheit einer Äußerung zu signalisieren. Das reicht von den bekannten graphischen und gestischen "Gänsefüßchen" bis zu redecharakterisierenden Adverbialen ("figürlich gesprochen": 90, 87f.) und zur metasprachlichen Ausbeutung (:142, 176, wenn etwa "Internet" mit "Autobahn" erklärt wird). Das sind nützliche, nicht immer ausreichende und nicht unumgängliche Handreichungen, die mit zunehmender Etablierung unnötig werden. Notabene: die Metapher ist mit ihrer Etablierung nicht "tot", sie kann damit u. U. eigentlich erst so recht handhabbar und kreativ werden (z. B. im Weiterspinnen von Anschlussmetaphern).

Ähnlichkeiten

Keine zwei Dinge sind wirklich gleich. Trotzdem funktioniert unser kognitiver "Apparat" aufgrund der Fähigkeit, Ähnliches zu gruppieren und vom Unähnlichen zu unterscheiden, wobei unter "gleich" nichts einer mathematischen Gleichung Ähnliches zu verstehen ist.

Was Vergleichstheorien aristotelisch-quintilianischer Herkunft (bis auf Black?) anlangt, ist zu beachten, dass ein referenzbezogenes Vergleichsverständnis deshalb nie stimmige Ergebnisse erbringen kann, weil die Welt (= Referenz) nicht in ein-stimmiger Weise gesehen und "erkannt" wird.

Beckmann sieht den Vergleich "als zentrales Moment des metaphorische Verfahrens" (:92). Dabei geht es aber wie gesagt nicht um einen Vergleich von Objekten, weil "eine Theorie des Objektvergleichs ... nicht erklären (kann), welche Eigenschaften beim metaphorischen Sprechen bedeutsam werden" (:97). Das metaphorische Vergleichen bezieht sich nicht auf Sachen (:104), sondern auf Sprachspiele; es handelt sich nicht um faktische, sondern um "zugeschriebene" Eigenschaften (:102).

D. h. Ähnlichkeit, die sich anhand weniger Merkmale konstituiert, besteht (im Wittgenstein'schen Verständnis) als Familienähnlichkeit zwischen bestimmten Lebensformen und deren etablierten Sprachspielen, letzten Endes auf nur teilweise vorfindbaren, eher "erwachten" Analogien zwischen Handlungsmustern.

Gebrauch

Aus den Regularitäten bestimmter Gebrauchssituationen, ähnlichen kommunikativen Notwendigkeiten und Nötigungen, stammen auch die "Regeln" für einen handlungsorientierten Gebrauch sprachlicher (einschließlich der metaphorischen) Mittel – was die Autorin die Grammatik der Metapher(n) nennt.

Ob es sich nun um (beobachtete) Regularitäten, oder aber ausformulierte Regeln handelt, sie sind jedenfalls "Zugang zum Sinn" (:15). Dass sie übertretbar sind und sein müssen (:20), ist dadurch bedingt, dass sie immer neuen Zwecken und (auf den Partner gerichteten) Intentionen dienen müssen; sie entwickeln sich also (:27) – nämlich dadurch, dass sie überschritten werden müssen.

Interlokutor

Das Metaphernproblem konzentriert(e) sich für manchen Autor in der Frage, inwiefern sich metaphorische von sog. literalen Ausdrücken unterscheiden, d. h. man befasst sich mit der eigentlich alltäglichen Erscheinung der Übertragung von Bedeutung auf neue Träger. Benachbart und eben so undurchsichtig ist ein anderer alltäglicher Vorgang, dass nämlich der Zuhörer oder Leser Metaphern als solche versteht, dass es also so etwas wie metaphorische Kompetenz – nicht nur für die Verfertigung, sondern auch die Rezeption dieser Gebilde – gibt.

Ohne den interagierenden Partner eines Redeakts findet keine kommunikative Transaktion statt. Dieser Partner geht für sein Verstehen von einem "begründeten Sinnverdacht" aus.

Nach Habermas ist der Sinn einer Äußerung das, was sie akzeptabel macht (:34) – offenbar seitens des Rezipienten. Dazu ist die Teilhabe an einer gemeinsamen Lebensform nötig (:111).

Damit der Rezipient einer Äußerung dieser zu ihrem Zweck verhelfen kann, muss der Sender zum einen den Wissensstand seines Gegenübers einschätzen, er muss auch abzuschätzen wissen, welche Aspekte des Mitgeteilten für die vorliegende Situation relevant sind (:117), d. h. die Perspektiven der Kontrahenten müssen einander angeglichen werden. Der Textverfertiger kann dabei auf die Erfahrung des Rezipienten mit bestimmten kommunikativen Verfahrensmustern und ganz allgemein auf, das bekannte Gestaltschließungsbedürfnis vertrauen.

Insgesamt ist die Frage danach, WESHALB es Metaphern gibt, von der Frage, WOZU sie verwendet werden, also vom *perlokutiven* Aspekt nicht zu trennen, genau genommen von dialogischen Mechanismen. Diese intrinsische *Dialogizität* aller sprachlichen Aktionen scheint zu wenig Beachtung gefunden zu haben. "Fast alle Aspekte der Dialogizität von Kommunikation befinden sich im 'toten Winkel' der Metapher" (:186).

Habitualisierung

Egal, ob man Metaphern als absichtliche Abweichungen von bestimmten Normen oder als schmückendes Beiwerk betrachtet, unleugbar bleibt die Tatsache, dass jedes Außergewöhnliche durch Wiederholung seinen Sondereffekt einbüßt. So werden auch ehemals (kühne) metaphorische Äußerungen zu "gewöhnlichen". Die Autorin zeigt anhand eines Phasenmodells die Stufen der Etablierung von Metaphern. Auffallend und interessant ist dabei, dass beliebte und bewährte metaphorische Muster (wie die bekannte *conduit-Metapher*) sich zum *Weiterspinnen* anbieten. Bestimmte Bildfelder haben eine "katalytische Kraft (:107), sodass an ihnen "kollektiv und weitgehend anonym spontan weitergedichtet werden kann" (Link 1984: 151f.).

Die Autorin zeigt dies am Beispiel von *Datenautobahn*, deren Bezugnahme auf die Domäne "Verkehrsweg" Anschlussmetaphern zeitigt wie die folgenden: *Datenstau*, *Daten-Einbahnstraße*, *elektronische Einsiedelei*, *Schlaglöcher*, *Telependler*, *Datenreisewelle*, *Datenpakete* und *Datenpäckchen* (die reisen "führerlos), *Geisterfahrer*, *Überholspur*, *Rampe*, *Auffahrt* etc.¹

Man sieht, wie sich diese "Spross-Metaphern" allmählich vom bildspendenden referentiellen Bereich entfernen (sodass z. B. – nämlich auf der Daten-Autobahn – Entfernungen keine Rolle mehr spielen).

1 Man darf sich fragen, wann der *highway-man* für "Hacker" auftaucht.

Kühnheiten

Nicht zu übersehen und nicht zu leugnen, dass auch die banalste metaphorische Maßnahme versucht, eine (neue) Vision zu verlaublichen (auch "Cyberspace" insinuiert eine neue, jedenfalls räumliche Wirklichkeit). In einem gebrauchstheoretischen Betrachtungsrahmen kommt eine charakteristische Seite der Metaphorik in den Blick, nämlich deren Fähigkeit, Welt zu deuten, ihren Sinn "sichtbar" zu machen. Allerdings ist mit dieser interpretatorischen Manipulation auch die Konsequenz verbunden, dass bislang geläufige "Visionen" ausgeblendet werden. Beckmann meint dazu, dass "die Metapher nicht eine vorher existierende Ähnlichkeit beschreibe, sondern diese im Akt des Sprechens erst schaffe" (:98) – "We might say that the metaphor 'creates' the similarities" (Matthews 1971: 420).

Zugestandenermaßen beschäftigt sich die Studie vornehmlich mit dem Prozess der Etablierung gebrauchter und brauchbarer Metaphern, sodass die innovatorische Seite der Metaphernstiftung eher marginal behandelt wird. Die Frage nach der "Kühnheit" von neuen Metaphorisierungsversuchen ist dennoch nicht zu umgehen. Es muss angenommen werden, dass auch triviale, commonplace-Alltagsmetaphern ihren Ursprung in auf ihre Weise "kühnen", innovatorischen Versuchen gehabt haben.

Die innovatorische Potenz von Metaphern ist fundamental und für das Ausdrucksbedürfnis des Sprachbesitzers unverzichtbar. Die Autorin nennt kühne Metaphern "emphatisch", ich verstehe sie als *poetisch*.

Was hier wirksam wird, gehört (und nicht bloß marginal) zum humanen Ausdrucksbedürfnis und -repertoire: die Notwendigkeit, das absolut Außergewöhnliche und Einmalige, vielleicht sogar Unsagbare dennoch zum Ausdruck zu bringen, zu versprachlichen. Wobei – nota bene – die erstrebte Verstehenstiefe² beim Rezipienten (s. o.: Einstellung auf dessen Weltwissen etc.) nicht im Vordergrund stehen kann, weil in diesen Gebilden Sprache zunächst und vornehmlich monologisch zu sein versucht: Ein "Akt individueller sprachlicher Setzung" (:103); weshalb sie auch keine Paraphrasen zulassen. Eine Studie, mit Gewinn zu lesen.

LITERATUR

- | | | |
|-----------------|------|--|
| Link, J. | 1984 | "Einfluss des Fliegens – Auf den Stil selbst!" Diskursanalyse des Ballonsymbols, in: Link, J./Wülfing, W. (Hgg.) <i>Bewegung und Stillstand in Metaphern und Mythen. Fallstudien zum Verhältnis von elementarem Wissen und Literatur im 19. Jhd.</i> , Stuttgart: 149–164. |
| Matthews, R. J. | 1971 | Concerning a 'linguistic theory' of metaphor, <i>Foundations of Language</i> 7: 413–425. |

Karl Sornig

Institut für Sprachwissenschaft der Karl-Franzens-Universität Graz

2 "Nicht immer ist Eindeutigkeit intendiert" (:94).